

Erlebnis in Verona

Autor(en): **Schneller, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 24

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hundert Meter über Dorf und Fluss. Der Anflug eines Birkenwäldchens huscht vorüber. Ein dünner Wasserstrahl verliert sich vom Horizont in den tiefgesägten Schlund der Schlucht. Spinnwebfein springt ein Brücklein von Alp zu Alp.

Indessen haben wir rasch an Höhe gewonnen. Am jenseitigen Steilhang sind einige wenige Garben zum Trocknen ausgelegt. Es sind nicht jene prachtvollen und überreifen goldenen Kerker des Val d'Hérens, in denen sich ein Mann ohne Mühe verstecken könnte; es ist eine karge Ernte, die sich aus dieser Entfernung schier mit den bescheidenen Wegspuren eines Vogels im Sand vergleichen liesse. Aber gerade weil diese Früchte hier so selten sind und dem Boden mit grosser Mühe abgerungen werden mussten, mutet uns ihre Gegenwart in der Nähe urweltlicher Wildnis wie ein Beweis göttlicher Gnade an.

Dann melden sich ganz unerwartet die hohen Kuppen, Dome und Hörner mit ihren tief verschneiten Greisenscheiteln: Balfrin, Fletschhorn, Weissmies. Die kalkgeweisste Rundkirche von Balen mahnt noch einmal eindringlich an Vergängnis und Ewigkeit. So hält man seinen Einzug im Weiler Unter dem Berg und im Dörflein von Saas-Grund, das mit seinen dunklen Holzhütten und den offenen, hoch auf die steinernen Pilze gehobenen Heuschobern inmitten eines Wiesenplans von Sauerampfern und Margueriten liegt. Hier ist es still, wie am Ende der Welt. Nur der Bergwind tobt und faucht wie ein hungriges Raub-

tier an Giebelsparren und Fensterläden, orgelt und seufzt in den Baumwipfeln und bringt die Saaser Visp in Aufruhr. Der Weg zur Höhe ist diesmal eine Rückkehr zum Elementaren.

Am folgenden Morgen gewahrt man, dass vier weisse Kirchen von klosterähnlicher Schmucklosigkeit den Talgrund wie Querriegel beherrschen. Man lernt, dass die Gemeinde Saas aus den Vierteln Balen, Grund, Fee und Almagel besteht. Ein eigenes Blatt verdient der Dählwald, der ganz aus aufrechten, jahrhundertalten Lärchenbäumen besteht. Zum unauslöschbaren Erlebnis wird dieser Gang, wenn er bei verhängter Sicht angetreten wird und das Tagesgestirn mählich durch den Nebel bricht, ihn rosig behaucht, den Lärchenstämmen gesunde goldene Rücken malt und bald die Gipfel der weiten Bergesrunde mit strahlendem Glanz verklärt, die Riesenstirn des Alphubel plastisch aus den Wolken hervortreten lässt, die Uebergänge vom Täschhorn zum Dom und zur Südlenspitze messerscharf nachzeichnet und den Firnpanser des Allalin — dessen Namen gleich Almagel den maurischen Ursprung verrät — mit allen Schneegürteln und Wächten klar erfasst. Die alten Bäume erfüllen in diesem weltabgewandten Tal eine wichtige Rolle — nicht nur als Bannwälder. Wie bärtige Titanen breiten sie ihre Aeste schützend über den Schemeln der Eiszeit, wie silberschuppige Fische glänzt ihre Rinde und würzig wie kostbarer Balsam entquillt das Harz ihren Wunden ...

Arnold Burgauer

Erlebnis in Verona

von Gertrud Schneller

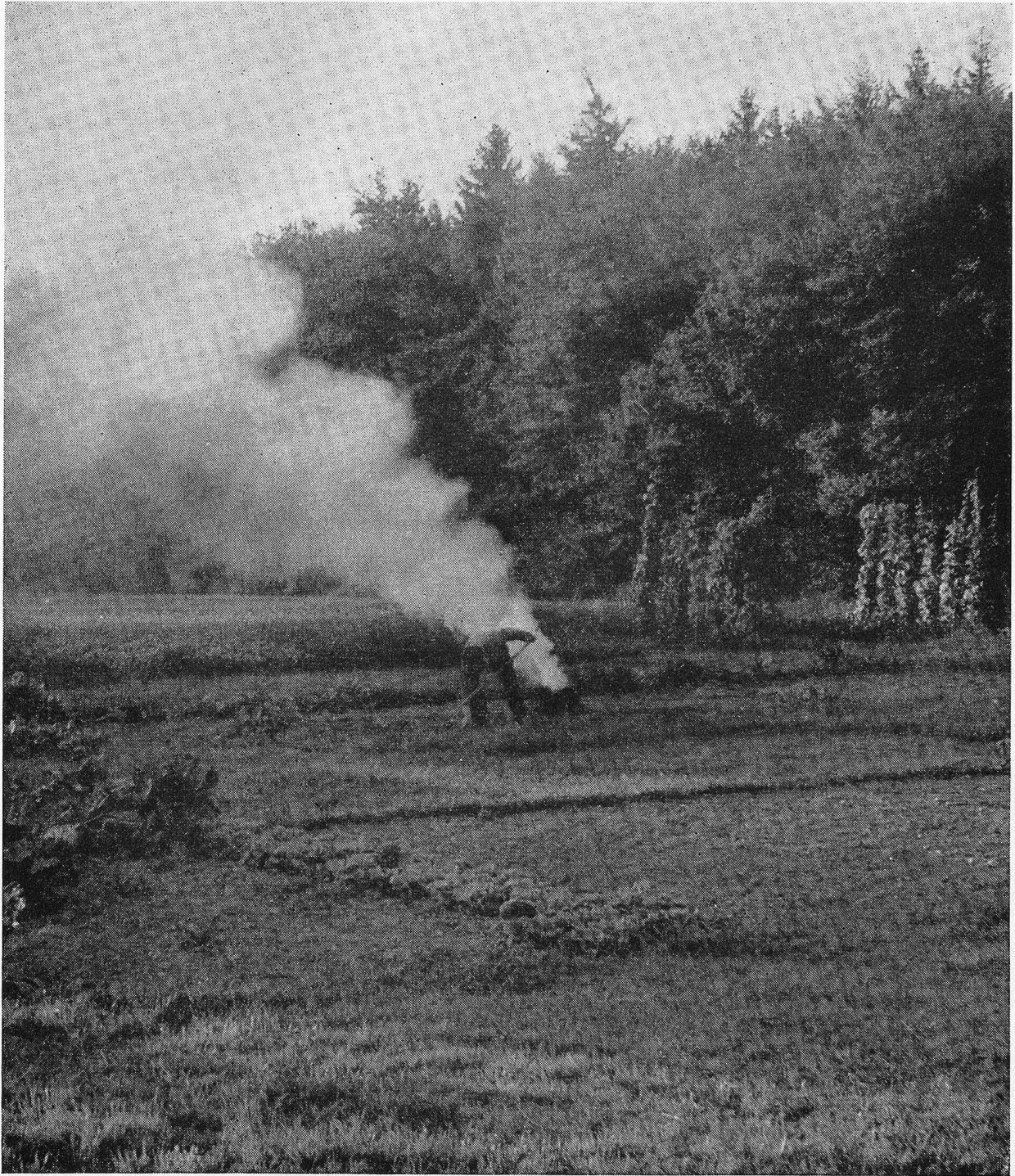
Ich traf Giuseppe in Verona, anlässlich meiner Studienreise durch Italien. Er hockte auf der zweitobersten Treppenstufe der Kirche di San Zeno. Sein Kopf war leicht zur Seite geneigt, und seine Augen waren geschlossen. Das lange Haar, das das schöne, alte Männergesicht umrahmte, war so weiss wie reiner Schnee, und so fein und leuchtend wie Seide. Neben Giuseppe lag ein farbloser und formloser Hut, darin sich einige spärliche, schmutzige Zehnlirischeine befanden, denn Giuseppe war ein Bettler. Doch nicht das Alter hatte ihn frühzeitig zu einem solchen gemacht, sondern der Krieg, der Giuseppe sein rechtes Bein geraubt hatte. Trotzdem war das Gesicht, in das zwar Leiden und Schmerzen ihre Zeichen gegraben hatten,

ohne Hass, ohne Bitternis, ohne Anklage, ohne Hohn. Und daher war es so schön. Daher war der ganze Mensch schön.

Ich schüttelte Giuseppe ein bisschen, denn er schien in der heissen Sonne, die vom wolkenlosen Himmel Italiens herunterbrannte, eingeschlafen zu sein. Als er etwas erstaunt und etwas erschrocken zugleich die Augen aufschlug, lächelte ich ihm ermunternd zu, und erklärte ihm, dass ich Malerin sei, und dass ich ihn zu malen beabsichtige. Nun lächelte auch er und erwiderte:

«Ach, Signorina, ich bin ein armer, alter Mann. Was wollen Sie schon an mir malen?»

«Ihren Kopf», sagte ich. «Da ich mich aber nicht zu lange in Verona aufhalten kann, müssten



Vorherbst

Photo Ernst Brunner

Sie mir jeden Tag etwa zwei Stunden sitzen. Ich würde Ihnen 300 Lire für jede Stunde vergüten. Wollen Sie mir Modell stehen?»

Zuerst leuchteten seine Augen sekundenlang auf, dann aber erlosch das Licht in ihnen wieder, und Giuseppe erwiderte leise und betrübt:

«Signora machen sich lustig über mich.»

Es gelang mir schliesslich, ihn davon zu überzeugen, dass ich es ernst meine mit meinem Vorschlag, und dass es mein grösster Wunsch sei, ihn malen zu dürfen. Und als er dann hörte, dass auch die Vergütung der dreihundert Lire pro Stunde keine Lüge sei, begann sein Gesicht vor Glück zu leuchten und zu strahlen wie die Sonne. Ich vereinbarte mit ihm Ort und Zeit der ersten Sitzstunde, dann verabschiedete ich mich von Giuseppe.

Mein Modell kam immer sehr pünktlich und sass mir immer sehr ruhig und still, obwohl wir stets von neugierigem und oft lärmendem Volk umringt waren, denn ich malte Giuseppe in einem öffentlichen Park, da es für den Greis viel zu mühsam gewesen wäre, die vielen Treppen zu steigen, die zu meinem Pensionszimmer führten.

Am fünften Tag blieb Giuseppe aus. Mit meinen Malerutensilien unter dem Arm verliess ich nach vergeblichem Warten den Park. Ich war ziemlich enttäuscht, heute nicht malen zu können, denn ich war von dem angefangenen Bild so begeistert, dass mir jede Stunde, da ich nicht daran arbeiten konnte, leer und nutzlos erschien.

Am anderen Tag erschien Giuseppe wieder pünktlich im Park. Ich fragte ihn, warum er gestern ausgeblieben sei, und da antwortete er ganz selbstverständlich:

«Signorina, an einem Sonntag pflege ich nicht zu arbeiten.»

Ich lächelte und war tief beschämt über meine gestrigen Gedanken seiner Unzuverlässigkeit.

Und dann kam der Tag, da das Bild fertig vor mir lag. Ich gab Giuseppe noch das Geld der letzten Sitzstunde und bedankte mich für seine Hilfe, denn das Bild war wohl gelungen, und wurde nach einiger Zeit anlässlich einer Ausstellung als erstes erworben. Als ich zufrieden und glücklich über meine Arbeit Pinsel und Farben zusammenpackte, humpelte Giuseppe auf mich zu und sagte leise:

«Signorina, ist das wirklich die letzte Sitzstunde gewesen?»

«Ja, Giuseppe. Sie sehen ja selbst: das Bild ist fertig.»

«Schade», murmelte er, «sehr schade.»

«Warum, Giuseppe?»

«Ach», antwortete er zögernd, indem er zu Boden blickte, «mir fehlen noch zweihundert Lire.»

«Wozu, Giuseppe?»

«Ach, Signorina! Das ganze Geld, das ich bei Ihnen verdiente, legte ich zurück für eine Anschaffung.»

«Wollen Sie denn einen Anzug kaufen oder Schuhe?» fragte ich, indem ich auf den zerrissenen Rock und auf die löcherigen Schuhe blickte.

«O nein, Signorina, was wollte ich armer Mann mit einem Anzug und mit neuen Schuhen anfangen? Ich will eine Handorgel kaufen. Ich weiss schon welche. Sie ist zwar gebraucht, aber sieht aus wie neu.»

«Eine Handorgel? Ja, können Sie denn spielen, Giuseppe?»

«Eine einzige Melodie, Signorina. Als ich zehn Jahre alt war, lehrte sie mich einmal mein Freund. Er besass eine eigene, wunderbare Handorgel.»

«Aber wenn Sie nur eine einzige Melodie spielen können, hat es doch keinen Wert ein solches Instrument zu erstehen», versuchte ich ihm verständlich zu machen.

«Signorina, verstehen mich wohl nicht recht», antwortete er geduldig. «Sehen Sie, ich bin ein Bettler. Seit vielen Jahren muss ich immer nur nehmen. Verstehen Sie: immer nur nehmen. Ich kann nie geben. Nie! Wenn ich aber eine Handorgel hätte, könnte ich auch geben. Ich könnte dann jedem gutherzigen Menschen, der mir einen kleinen Geldschein in den Hut wirft, meine Melodie spielen. Dann wäre ich nicht mehr nur ein Bettler. Denn dann könnte auch i c h geben.»

Während er diese Worte gesprochen hatte, brannte ein kleines Feuer in seinen Augen, das ihn sehr jung machte, und das ich noch nie bei ihm gesehen hatte.

Zum zweitenmal stand ich beschämt vor diesem Menschen, der, obwohl ihm das Leben vieles geraubt, doch sein tief gütiges Herz zu retten vermocht hatte.

Ich überreichte dem freudestrahlenden Mann den fehlenden Betrag für die Handorgel, die er noch am gleichen Tag erwarb.

Als ich kurz vor meiner Abreise über den Ponte nuovo spazierte, sah ich einen weisshaarigen Bettler, der auf einer glänzenden Handorgel eine einfache, süsse kleine Melodie spielte. Und mir war, als legten die Vorübergehenden ihre schmutzigen, zerknüllten Lirescheine plötzlich mit einem Lächeln in den farblosen Hut.